

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 112 (1986)

Heft: 2

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Durch Schaden wird man klug

«Es geschieht nichts Neues unter der Sonne.» Dieser volksmündlich überlieferte Bibelspruch bewegte mein Gemüt, als ich den steinigen Weg zum Zahnarzt unter die Füsse nahm. Vor zwei Jahren hatte mir sein Kolle-

Von Ilse Frank

ge ein Quentchen Weisheit ausgerissen, mit dem Resultat, dass ich nicht nur am Gebiss, sondern auch an Körpergewicht und Gesundheit verschiedenes einbüsst.

Das Bild der Vergangenheit war für mich durchaus nicht verklärt, weshalb ich mich zaged in der supermodernen Praxis einfand, um einen weiteren quälenden Beisser loszuwerden. Mir schwante vorwiegend Unheil.

Eine Stunde später wusste ich bereits, dass es selbst unter den Zangenschwingern Könner gibt. Zu meiner Erleichterung war ich auf den Stuhl eines Vertreters dieser Spezies geraten. Nun trug ich den kleinen weissen Störenfried nicht mehr im Mund, sondern in der Handtasche spazieren, fühlte mich frisch, fromm, fröhlich, frei. Schmerzen litt ich kaum, und der vorsorglich er-

standene Fast-fertig-Kinderbrei nährte mich redlich.

Sieben Tage verstrichen, ehe ich mich stolz dem begabten Doktor präsentierte. Er freute sich über die Heilungsfortschritte der Fleischwunde, empfahl mir allerdings, dafür zu sorgen, dass in dem tiefen Loch kein Krümchen liegenblieb. Der Kauf eines Gummiballs für die Ohrenreinigung und seine Zweckentfremdung drängten sich auf, meinte der medizinische Fachmann.

Ich erstand die Wasserspritze gleich, setzte sie gezielt ein. Ohne Erfolg. Hielt ich das Pümpchen waagrecht, wollte es seinen Inhalt nicht hergeben. Erst mein Rückwärtssalto entlockte ihm einige Tropfen, die jedoch keine Säuberung bewirkten.

Am nächsten Tag klagte ich in der Drogerie mein Leid, redete um eine Munddusche herum, auf die ich, wegen des horrenden Preises, lieber verzichtet hätte. Die allzeit hilfsbereite Dame des Hauses wusste gar nicht teuren Rat. Sie holte eine Schachtel, in der, malerisch drapiert, diverse Einzelteile lagen. Die Siebensachen müsste ich nur zusammensetzen, dann sei das Wendrohr funktionsbereit. Ich entrichtete

meinen Obolus, dankte überschwenglich und eilte von hinten.

In meinem Heim gab es dies und jenes zu erledigen, bevor ich mich mit meinem neuen Spielzeug beschäftigen konnte. Der Pflichten endlich überdrüssig, schritt ich zu ergötzlichen Pionieraten.

Genau nach Gebrauchsanweisung plazierte ich am Wasserhahn ein Zwischenstück, am Zwischenstück eine neue Mündung, an der Mündung ein Kabel, am Kabel eine Düse ... Dann drehte ich den schwarzen Griff mit dem blauen Punkt nach links, ebenso den schwarzen Griff mit dem roten Punkt, öffnete die Schleusen – und bekam nasse Haare.

Perplex stellte ich fest, dass es klug gewesen wäre, die Minibrause vor der Flüssigkeitszufuhr zwischen die Lippen zu stecken. Ich holte nach, was ich versäumt hatte, fühlte ein angenehmes Kitzen in der Gaumengegend, fand mich genial und meine Errungenchaft ein Wunderwerk.

Das Glück beim Zahneputzen hielt nicht lange an. Als ich meine Mundhöhle sauberer als sauber wählte, wollte ich dem reinigenden Treiben ein Ende setzen. Das gelang mir bis zu dem Moment, da ich versuchte, das technische

Puzzle auseinanderzuzerren. Die Wasserhahn-Zusatzmündung hatte ich bereits entfernt, am Zwischenstück schraubte ich emsig herum. Klirrend fiel der äussere Ring ins Lavabo, während das Gewinde steckenblieb. Hart fasste ich es an, doch es tat keinen Wank. Bald wusste ich nicht mehr, in welche Richtung ich die Metallspirale hätte bewegen sollen, denn was ich auch unternahm: Sie rührte sich nicht. Da krallte ich die Finger um das widerspenstige Ding, zog, presste, bis ich Blut quellen sah. Das tükkische Objekt hatte mir beide Daumen zerschnitten.

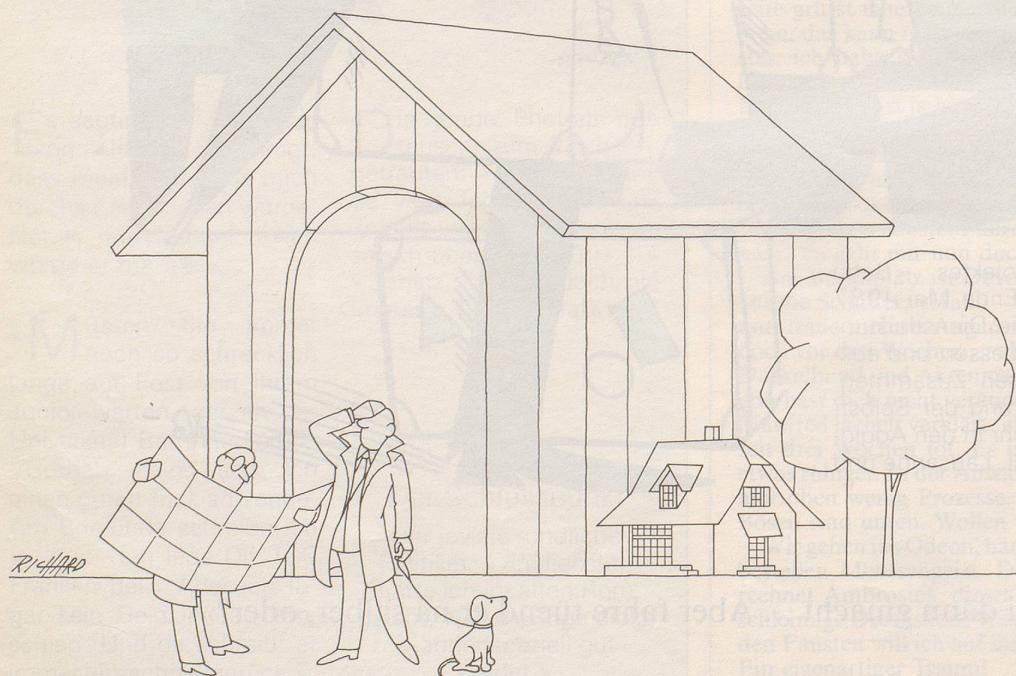
Ich packte einen Lappen, schlug ihn um das Gewinde, liess ihn aber sogleich fallen, weil er sich rot verfärbte. Mürrisch verplasterte ich meine Blessuren und setzte anschliessend das Abbruchwerk fort. Ewigkeiten verbissenen Ringens kostete es mich, bis das Badezimmer im Urzustand blinkte – von Gewaltanwendung keine Spur mehr!

In den ruhigen Minuten, die folgten, kam ich nicht umhin, mein Tun zu analysieren. Bedächtig schüttelte ich den Kopf, während ich flüsterte: «Früher nannte man Personen, die nur aus schmerzlicher Erfahrung lernten, beschränkt, heute bezeichnet man sie als empirische Typen.»

Ich fand, die Gegenwart sei, dental und verbal, besser als ihr Ruf.

Der ideale Stadthund

Wenn man auf das Thema «Moderne Technologien» zu sprechen kommt, spürt man sofort, wieviel Skepsis vorhanden ist. Doch schon Paracelsus hat gesagt, dass die Menge das Gift mache, und so kann man auch getrost behaupten, dass die Art des Einsatzes entscheidet, ob da etwas Gefreutes oder Ungefreutes herauskommt. Wenn einer zehntausendmal die Kehrichtgebühr in Rechnung stellen muss oder zwanzigtausendmal einen Abonnementsbetrag fordern soll, wird er gern den Computer einsetzen. Aber wenn die Flut gedruckter Prospekte durch Computerwerbebriefe noch vergrössert wird und bei den Empfängern einen Abwehrreflex auslöst, der sie sofort zum Papierkorb schreiten lässt, dann stellt sich die Frage, wo der Übergang vom Sinn zum Unsinn liegt.



Moderne Technologie: Ist sie wirklich immer nur ein Fortschritt? «Verdanken» wir es beispielsweise nicht gerade ihr, dass sich in den Zeitungs- und Buchtexten oft amüsante Trennungsfehler am Zeilenende einschleichen, die es früher einfach nicht gegeben hat? Zum Beispiel: Kurote, Tode-sopfer, Gartenzwerg.

Doch man sollte nicht prinzipiell negativ über den Einsatz moderner Technik denken, sondern die Leitfrage stellen: Nützt sie der Menschheit, löst sie schwierige Probleme, oder konkurrenzieren sie menschliche Tätigkeiten, schafft also Arbeitslosigkeit?

Darf ich hier ein Beispiel nennen, bei dem ich den Einsatz moderner Technik für erstrebenswert halten würde? Es ist eine ganz alltägliche Angelegenheit, die einer genialen Lösung harrt, denn Millionen von Gross- und Kleinstadtvätern haben ihre Gehirnwunden wund gerieben beim Denken, und alle Bemühungen haben bisher kein zufriedenstellendes Resultat gezeitigt. Kurz, es handelt sich um die Frage: Wie löst man das Hundere-spektive das Hundekotproblem in städtischen Gefilden?

Wie wäre es, wenn man alle Hunde durch künstliche Tiere mit mechanischem Antrieb ersetzte? Hände-Lecken, Schwanz-Wedeln, alles funktionierte durch einen eingebauten Antrieb. Die Kunsthunde könnten an der Leine geführt werden oder frei herumlaufen, je nach Wunsch. Hundeaugen mit herzerwärmendem Aufschlag wären zu haben, und ein Mechanismus sorgte für sanftes Bellen. Auch Pfote-Geben wäre einkalkuliert. Diejenigen, die unabdingt etwas wirklich Lebendiges haben wollten, könnten den Vierbeinern ja Flöhe in den Pelz setzen!

Alles, was den Menschen gefällt, müsste vorhanden sein. Nachteile gäbe es nicht: keinen Hundekot, keine Ferienversorgungsprobleme, weder unerwünschte Nachkommen noch tägliches Spazierengehen müssen. – Nur wenn Herrchen oder Frauchen Lust hätte, würde Fifi abgestaubt und ausgeführt. Überflüssig, zu sagen, dass es alle Arten zu kaufen gäbe, vom grössten bis zum kleinsten Hund, reinrassig oder als Bastard, je nach Wunsch. Ehrlich: Wäre das nicht eine segensreiche Anwendung moderner Technik? Ingrid

Tante Frieda

Als ich sie spasseshalber frage, ob sie diesesmal mit mir nach Tunesien komme, sagt sie: «Selbstverständlich!» Erschreckt ob ihrer Spontaneität erkläre ich ihr,

dass der Ort, an den ich immer gehe, nicht gleich um die Ecke liegt. Es ist immerhin eine kleine Oase am Rande der Sahara, und ich bin nicht so sicher, dass solche Ferien für eine ältere Dame angebracht sind. Aber nichts hält sie mehr zurück. Sie packt ihren Koffer und ist pünktlich zur Stelle. Im Zielflughafen in Djerba stellt sie resolut ihr Gepäck auf die Schranke, und der Zöllner fragt lächelnd nach Revolvern. «Nix Revolver, nur Kanonen», sagt sie und schaut dem charmanten Beamten tief in die Augen. Das kann ja heiter werden, denke ich, und schmunzelnd nehmen wir im Bus Platz, der uns zwei Stunden später in «unserer» Oase ausladen wird. Doch Tante Friedas Gepäck ist verschwunden. Es wurde in den andern Bus verladen, der dasselbe Ziel hat wie unserer. «Nichts da!» donnert die Tante, packt den Chauffeur, einen mächtigen Schwarzen, am Arm, und gibt keine Ruhe, bis sie ihren Koffer wieder hat.

An diesem Abend legen wir uns frühzeitig schlafen, doch nachts um halb zwölf Uhr klopft Tante Frieda an meine Tür und ruft, ohne Wolldecke könne sie nicht schlafen. Ich eile zur Reception, erkläre die Lage, und die Leute versprechen schimpfend, irgendwo eine Decke aufzutreiben, obwohl das nicht üblich sei. In aller Herrgottsfürde weckt mich Tante Frieda und will eine Strandwanderrung unternehmen. Sie sei wegen des Gekreischs des Muezzins aus der nahen Moschee erwacht, entschuldigt sie sich. Anschliessend dreht sie einige Runden im Thermalbad und erklärt danach, jetzt brauche sie einen Schnaps. – Allah steh mir bei! Wenn das so weitergeht... Zu den Mahlzeiten erscheint Tante Frieda barfuss, denn sie kann mit Schuhen nicht im Sand laufen, trotz des Loches, das sie für die grosse Zehe mit einer Schere herausgeschnitten hat. Die nächste Nacht ist die Zeit der heulenden Hunde, der klagenden Esel und der schnaubenden Kamele. Für mich sind die Geräusche Musik; sie gehört einfach zu diesem Land. Aber Tante Frieda macht auf ihrem Balkon einen Mordskrach: Sie will die Tiere mit Schreien und Händeklatschen vertreiben – und weckt die ganze Nachbarschaft auf. Der Wächter eilt mit Riesenschritten heran und fuchtelt mit seinem Stock um meine Nase. Tante Frieda ist schwer zu beruhigen. Nach dem Tumult zeigt sie mir eine in Lumpen gehüllte Schreckschusspistole: Die sei für die folgenden Nächte bestimmt!

Am dritten Tag will Tante Frieda unbedingt eine von den fast museumsreichen Kutschen mieten, um das Berberdorf auf dem Hügel zu besuchen. Es macht ihr nichts aus, dass sie öfter ausstei-

gen muss, um den Karren zu schieben. Auf dem Rückweg kauft sie sich im Bazar ein langes, nachtblaues Kleid mit Goldstickerei, zieht die Schuhe mit dem Zehenloch dazu an und erscheint fröhlich zum Dinner.

Ach, und dann die Sache mit dem Sonnenöl! Ich liege träge am Strand, da kommt Tante Frieda atemlos angelaufen, lässt sich neben mir nieder und seufzt herzerweichend. Sie erklärt, soben Fürchterliches erlebt zu haben: «Weisst du, ich sitze auf dem Balkon, da klopft es an der Zimmertür, und ich rufe: «Herein!» Der Zimmerboy erscheint mit einer Flasche Sonnenöl und sagt, er wolle mir den Rücken einschmieren. Als es nicht beim Rücken blieb, hab' ich ihm eine geknallt.» Stöhnend steht sie auf. «Eine turbulente Sache, diese Ferien», meint sie und hüpfst fröhlich ins Meer.

Tante Frieda wird dieses Jahr zweifachzig. Leni Kessler

Dick und sparsam

Man hat's nicht leicht, wenn man sparsam veranlagt und ausserdem zu dick ist.

Was liegt da näher, als eine geschenkte Torte gleich weiterzugeben, anstatt sie selbst zu essen?

Kürzlich erhielt ich eine Torte, von einem berühmten Konditor, im Neuenburger Jura hergestellt. Schön verpackt war sie, und da

ich zufälligerweise am folgenden Tag einen Besuch bei einem Ehepaar machte, nahm ich sie ungeöffnet mit. Natürlich entfernte ich sorgfältig die Etikette des Konditors auf der Verpackung, ehe ich das Gebäck meinen Gastgebern brachte. Ob wir in unserem kleinen Dorf so gute Konditoren hätten, fragten sie, als sie die Packung öffneten und das Wunderwerk an Konditorenkunst sahen. Ja, natürlich hätten wir das, log ich tapfer.

Die Torte war wirklich ein Wunderwerk. Aber plötzlich verging mir der Appetit, als ich zu meinem grossen Schrecken auf dem Tortenpapier eine kleine, unauffällige Etikette entdeckte – mit dem Namen und der Adresse des Neuenburger Konditors! Man darf nicht lügen, das lernt man schon als Kind. In einer peinlichen Situation hilft nur eine Portion Glück. Sie bestand darin, dass das Ehepaar, bevor es die Etikette bemerkte, kurz das Zimmer verliess. Ich griff zu, entfernte das verdächtige und meine Lüge enthüllende Etikettchen vom Tortenpapier. Dann war mir bedeutend wohler.

Moral von der Geschichte: Geschenke nicht weitergeben, auch wenn sie dick machen – und man ausserdem einige Franken sparen könnte. «Selber essen macht feiss», heisst schliesslich ein positiv gemeinter Spruch aus meiner Kindheit.

Hedy Gerber-Schwarz

PS: Es ist zu hoffen, dass meine Gastgeber diesen Nebi nicht zu Gesicht bekommen!

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Schweigender Kavalier (Nebelpalster Nr. 48)

Liebe Tante Ilse

Wir – meine Freundin und ich – haben Ihren Brief an Züsikäthi mit grossem Interesse gelesen und sind restlos begeistert von Ihrer guten Antwort. Wie Sie den Otti doch gleich durchschaut haben, den Knauser! Und so möchte denn auch meine – ungenannt sein wollende – Freundin zur Feder greifen und Sie um einen guten Rat für Ihr Problem angehen. Sie hofft nur, Sie seien nicht zu jung für reifere Probleme. Sie ist nämlich schon weit in den Sechziger, aber noch rüstig und aufgeschlossen.

Im Zug von B. nach Z. sass sie einem netten Herrn gegenüber, und sie hatten ein angeregtes Gespräch über Gott und die Welt und verstanden sich vortrefflich. Beim Abschied gab er ihr einen Handkuss, was ihr durch und durch fuhr – zumal er einen Schnurrbart trug. Sie gab ihm ihre Adresse, wartet aber seither vergebens auf ein Lebenszeichen. Echte Kavaliere gibt es heutzutage so selten, deshalb hofft sie so sehnlichst auf ein Zeichen.

Das war vor zwei Monaten. Was soll sie tun?

Gibt es noch Hoffnung? Oder muss sie wohl letztere begraben? Den Kummer ertränken? Oder soll sie ein Inserat aufgeben? Solchiges in B. oder in Z.? In Erwartung Ihrer geschätzten Antwort verbleibe ich im Namen meiner unglücklichen Freundin

Frau Suzanne

Liebe Frau Suzanne

Der Kavalier alter Schule soll ruhig merken, dass moderne Zeiten angebrochen sind! Also darf Ihre Freundin inserieren, und sie tut es am besten sowohl in B. als auch in Z. (Doppelt genährt hält besser!) Der Herr denkt wohl ans Sprichwort: «Ein Gentleman geniesst und schweigt», aber da ist er ganz falsch gewickelt. Überhaupt muss er noch einiges lernen, zum Beispiel, dass ein Handkuss in Vollendung nur angedeutet und nicht mit Schnauz aufgedrückt wird. Falls er dies nicht kapiert, mag Ihre Freundin ins Pfefferland schicken – und als fröhlicher Single durchs Leben rauschen. In diesem Sinne: alles Gute!

Tante Ilse